

Dortmunder Tageblatt

Erstein Blatt
mit Ausnahme der Sonntage und gesetzl. Feiertage.
Abonnementpreis
bei 100 Bogen, mit der täglichen Unterhaltungsbeilage
und dem Sonntags-Beilage 3 Monate 1.50 Mk.
Kontostrom und Beilage, sowie für die Inserate
verantwortlich: Viktor Schöner, Dortmund.

verbunden mit dem
Lokal-Anzeiger für Dortmund u. Sönde
und der täglichen Unterhaltungsbeilage sowie der illustrierten Sonntagsbeilage.
Erscheinung: Dortmund, Prinzenstraße 9-11. — Fernsprech-Anschluß Nr. 3299.

Inserate
die 4 gepaltene Zeilen oder deren Raum 25 Pf.
Beilagen nach Vereinbarung.
Bei dringender Bedienung der Inserate wird der Redaktion frühzeitig
die Aufnahme von Inseraten an bestimmt vorgeschriebenen
Tagen übergeben und keine Garantie.
Für die Redaktion verantwortlich:
Max Sonnemann, Dortmund.

Nr. 52.

Dortmund, Donnerstag, den 3. März 1910.

27. Jahrg.

Erstes Blatt.

Politische Galanteriewaren.

Die Galanteriewaren aus dem Gefängnis wurden, so
erfreuliche Kunde von schlimmen Standes-
geboten im Landesauschuss, die von den Freunden des
aus dem Gefängnis entlassenen Priesters und
Landesauschusses geordneten Wetterle veranstalt-
wurden und in den größten Angriffen auf
die deutsche Regierung, besonders den Staatssekre-
tär von Bülau und den Unterstaatssekretär
Mandel gipfelten.
Bei der Entlassung aus dem Gefängnis wurden, so
erfreuliche Kunde von schlimmen Standes-
geboten im Landesauschuss, die von den Freunden des
aus dem Gefängnis entlassenen Priesters und
Landesauschusses geordneten Wetterle veranstalt-
wurden und in den größten Angriffen auf
die deutsche Regierung, besonders den Staatssekre-
tär von Bülau und den Unterstaatssekretär
Mandel gipfelten.

Wie die Junker die Bauern legen.

Man schreibt der Freisinnigen Ztg.:
Im westpreussischen Kreise Rosenberg, nahe der
Grenze zwischen den Provinzen West- und Ostpreußen,
unfern des großen Geesbaches und in der Nähe der
Städte Deutsch-Eylau, Rosenberg und Saalfeld, Ost-
preußen, liegt eine kleine Ortschaft namens Joll-
und. Vor noch ca. 10-20 Jahren hatte dieses Dorf
eine Anzahl kleiner Bauernhöfe, ferner be-
standen sich in demselben eine Schule, ein Gasthaus und
eine Glashütte. Heute findet man an dieser Stel-
le nur ein einzeln bewohntes Gehöft, dessen Be-
wohner ein Privatförster und Fischereiaufsicht ist,
und ein altes, verfallenes und unbewohntes Haus.
Die Wege zu diesem Orte, welche zum Teil
durch Wald führen, sind vollständig von Gras ver-
wachsen; man sieht es ihnen an, daß jetzt auf ihnen
nur selten ein Gefährt verkehrt und daß sie nur
im Winter vielleicht zur Holzabfuhr benutzt werden.
Kein Wegweiser oder Wegzeichen zeigt dem Wanderer
die Richtung an. Woher aber sind Schule, Gast-
haus, Glashütte und die Gebäude der Bauern vom
Erdboden verschwunden? Woher haben die Bewoh-
ner ihrer Heimat, ihrem Geburtsort, der wunderschön
zwischen zwei kleinen Seen gelegen ist, den Rücken
gekehrt? Der mächtige Nachbar der Dörfer, der ad-
lige Rittergut, hat nach und nach die Besitzungen
der einzelnen kleinen Bauern angekauft, und heu-
te ist er Herr der gesamten Gegend, aber ein
früher blühendes Dorf ist vom Erdboden verschwun-
den, sicher nicht zur Förderung und kulturellen He-
bung der Landwirtschaft und jenes Glanzes nu-
terer Vaterlandes. Der betreffende Rittergutbesitzer
aber ist Herr — v. Didenburg auf Jannichau,
der bekannte Groß-Agriker. So sieht die Zukunft
unserer konfessionellen Rittergutbesitzer für den Pau-
ernstand aus!

kalischen Hirsche, die dort in mächtigen Rudeln gezüch-
tet wurden, und vor denen weder ein Getreidefeld noch
eine Kartoffelernte gerettet werden konnte.

Deutsches Reich.

Graf v. Helldorf über seine Reise.
Graf v. Helldorf hat sich seiner Wiener Umge-
bung gegenüber sehr befriedigt über seinen Aufent-
halt in Berlin und München ausgesprochen. An der
Erzielung der vollständigen Uebereinstimmung der po-
litischen Auffassungen in Wien und Berlin sei zwar
nicht zu zweifeln gewesen, doch sei Graf v. Helldorf
durch die überaus freundliche und lebenswör-
dige Aufnahme, die er bei Kaiser Wilhelm fand,
auf das höchste erfreut worden. Aus der unmittel-
baren Umgebung des Ministers verläutet, er habe
in Berlin auch den Eindruck gewonnen, daß sich das
Verhältnis Deutschlands zu England und Frankreich
freundlicher zu gestalten beginne.

Sitzung des deutsch-englischen Verständigungs- komitees.

Am 26. Februar fand in Berlin im Hotel de
me eine Sitzung des Verwaltungsausschusses des
Deutsch-Englischen Verständigungskomitees unter dem
Vorsitz des Generalinspektors Dr. Haber und
darin anschließend die Mitglieder der Kommission.
Der bisherige Vorstand wurde durch Zuwahl des
Professors der englischen Philosophie an der Univer-
sität München, Sieper, und des Reichstagsabgeordne-
ten Schreiber ergänzt. Der Vizepräsident Eduard
de Meuseville-Franfurt a. M., berichtet über die
Tätigkeit des Komitees im verflossenen Jahre; die
von dem Schatzmeister, Oberbürgermeister Lübke-Hon-
burg vor der Höhe, vorgelegte Jahresrechnung wurde
genehmigt. Unter anderem gelangte ein Antrag auf
Verbesserung der Presseverhältnisse zur Annahme, wel-
cher mit Rücksicht auf die hervorragende Bedeutung
der Presse für die Gestaltung der internationalen Be-
ziehungen im allgemeinen und der deutsch-englischen
ins besonderen zur Befriedigung der hervorgetretenen
Wünsche beizutragen bezweckt und vorsieht, zu dem
Zwecke im Einklang mit gleichartigen Bestrebungen
der Presse an geeigneter Stelle Förderung zu nehmen.
Ferner wurde beschlossen, die Errichtung eines deutsch-
englischen Korrespondenzbureaus in Angriff zu neh-
men und zur Erleichterung der nötigen Vorarbeiten
eine Kommission einzusetzen. Durch Vereinfachung der
Verwaltung freierwerdende Mittel sollen hauptsächlich
für publizistische und literarische Zwecke verwendet
werden, um mehr als bisher aufklärend auf die öf-
fentliche Meinung einzuwirken.

Die Sozialdemokraten in Bückeburg.

Haben jüngst einen erschreckenden Mangel an Zielbe-
wußtsein an den Tag gelegt. Die Schaumb. Lipp.
Landessta. schreibt in einem Bericht über die Be-
sehung der Partei-Mutter von Schaumburg-Lippe u.
a. folgendes: „Wohltuend berührte es, daß u. a. auch

sozialdemokratische Mitglieder der städtischen Kollegien
der altverdienlichen, pietätvollen Ehrenpflicht nachkom-
men, den Sarg vom Leichenwagen zu heben und unter
Vorantritt der Gesellschaft unter Chorleitung auf das
vor dem Altar aufgeschlagene Castrum doloris nieder-
zusetzen.“

Vom Mütterchuh-Bunde.

Die in Halle tagende Generalversammlung des
Bundes für Mütterchuh hat nach einer Debatte über die
in Berlin entstandenen Differenzen zwischen verschiede-
nen Führern des Bundes eine Resolution beschlossen
in der es heißt: „Die Generalversammlung stellt fest,
daß sich die Rasse in Ordnung befindet, die Finanzlage
des Bundes durchaus gesund ist, daß die Bücher sehr
Ueberrassende des Geschäftsführers durch Fräulein
Stoeder im Oktober v. J. in ihrem Kaufmännischen For-
men geführt werden und auch nicht der geringste Anlaß
zur Annahme vorliegt, daß in dieser Zeit eine den Zah-
lungen des Bundes widersprechende Verwendung von Gel-
dern vorgekommen ist.“ Weiter wurde für die Zeit bis
zur Erledigung der schwebenden Beileidungsfragen die
Bundesleitung nach Breslau verlegt. Dr. Selene-
Stoeder legte daraufhin die Geschäftsordnung im Bun-
de nieder. Aus der Debatte sei erwähnt, daß die
Angriffe gegen Dr. Selene Stoeder zum Teil auch private
Dinge betrafen. Prof. Mayer warf ihr vor, sie habe
einen ihr sehr nahe stehenden Herrn in den Vorstand
wählen lassen, ohne den Vorstand von der Art ihrer
Beziehungen zu ihm Kenntnis zu geben, darin liege eine
unanständige Täuschung. Nicht dagegen richtete sich der
Angriff, daß Dr. Stoeder die Lehren der neuen Ethik
praktisch betätigt habe — das sei Privatangelegenheit,
dem nur gegen die Täuschung des Vorstandes.

Ausland.

Frankreich.

Paris, 2. März. Prof. Painlevé teilt in der
„France Militaire“ mit, daß der Militärausschuss
der nationalen Luftschiffahrtliga mehrere Sitzungen
abgehalten habe, in denen General Delacour seine
Ansichten über die Verwendung von Zeppelin-
Luftschiffen dargelegt habe. Delacour gebe vor
dem Grund aus, daß die ganze Rheingegend zu
überwachen sei. Sie soll in drei Abschnitte einge-
teilt werden, der erste die Maas und Mosel in der
Richtung auf Köln, der zweite die Mosel in der Rich-
tung auf Straßburg und Basel umfassen. Die Taktik
hänge mit der Ausrichtungsfrage zusammen, die
gegenwärtig studiert werde. Die Aeroplane sollen
mit einem torpedartigen Geschütz ausgerüstet wer-
den, und gewissermaßen die Rolle von Torpedobooten
in der Luftschiffahrt spielen.

Türkei.

Saloniki, 2. März. Meldungen aus Kallio-
bil besagen, daß in der Nähe von Gumenitsa (Wla-
det Saloniki) sich drei Bänder gesammelt hätten, eine
aus 17 und zwei aus 16 Mann bestehend. Wie ver-
lautet, hätten die Bänder den Befehl erhalten, wider
Griechen noch Serben anzugreifen, sondern auf die erste
Weisung sofort, aber nur gegen die Türken vorzugehen.

Auf der Brautbahn.

Humoristischer Roman von Felix Brenta. 32
Es war daher auch ganz in der Ordnung, daß die
Mutter jetzt unbeachtet zu Boden fiel, wo sie nicht
mal von Heinz bemerkt wurde, und nie wieder in sein
Leben zurückkam.
Margarete aber wußte natürlich nicht, daß der Sted-
terbräutigam an allem schuld war. So bekam sie plötz-
lich einen bösen Blick, den Kandidaten ernstlich im Ent-
scheidungsfall und sagte schließlich: „Menschenblut zu ver-
stehen ist doch schrecklich. Versprechen Sie mir, das nie
zu tun. Ich habe ja fürchterliche Angst, daß Sie erschossen
werden. Aber, nicht wahr, Sie lassen sich darauf wirklich
ein?“
Heinz verstand sie erst gar nicht. Dann aber erklärte
er, daß er Dr. Laues Sekundanten schon ge-
gen die Teilnahme an dem Unfug verweigert hätte.
Er sagte nun, wie harmlos und lustig die ganze Sache
schon gewesen war, nur die beiden Bräutigame ver-
stehen er ebenso, wie sie Dr. Laue in seinem Bericht
gelesen hatte. Denn er schämte sich dieser Liebestat er-
st und war gekommen, nie wieder einen Mitmenschen
anzusehen.
Margarete lachte ein paarmal herzlich mit, dann aber
wurde sie ernsthaft. „Der Streit war aber doch über meine
Heirat entstanden? Und der entsetzliche Zweikampf
auch um Heirat willen?“
Da geriet Heinz in Erregung, widersprach sehr eifrig
und wehrte sich nicht länger, daß Dr. Laue ihn beschimpft
habe, daß von ihm geschlagen worden sei und außer-
dem noch totgeschossen sein wollte.
„Können Sie mich schreien?“ fragte Margarete.
„Ich habe als Einziger die Schicksalsentscheidung
genommen“, erwiderte Heinz, „und mich während mei-
ner Heirat auch im Bistumsstühlen geübt.“
Margarete schüttelte sich sehr beruhigt, erstens weil Heinz
sich nicht schämte, zweitens weil er nicht schreien wollte,
drittens weil er das Schicksal oder vielmehr Nicht-
schicksal gar nicht zuraute abhaken wollte.
Wie sie ihm aber ihre Freude darüber auszudrücken
wollte, wurde sie rot und am liebsten hätte sie ihn
einmal um eine Stiege gebeten, um ihre Auf-

merksamkeit wieder der Schürzenzipfel zuwenden zu könn-
nen. Das magte sie aber nicht, und so sagte sie: „Wol-
len Sie nicht Ihre Rachen einmal wiedersehen? Ich habe
es Mignon genannt.“
Der Kandidat war natürlich einverstanden und be-
grüßte das alsbald heringekommene Tier auf das höflichste
mit dem soeben genannten Namen. Dann wurde es auf
Margaretes Schoß gesetzt, es erging ihm ähnlich wie
vorhin der Stedter, und Heinz und Margarete ent-
setzten sich einer Menge überhöflicher Zärtlichkeit, in-
dem sie leidenschaftlich das dünne Fell streichelten, un-
ter dem alle Einzelheiten des Knochenbaues mit greif-
barer Deutlichkeit zu spüren waren.
Margarete behauptete allerdings, Mignon wäre in
den wenigen Tagen bei ihr schon groß und viel gefüt-
tert worden. Aber trotzdem war ihr Rücken noch so schmal,
daß sich die streichelnden Hände des jungen Herrn und
der jungen Dame häufig berührten, teils aus Mangel
an Platz, teils aus Mangel an Vorsicht.
Margarete machte kein Aufhebens davon, um den
Kandidaten nicht in Verlegenheit zu setzen und dann etwa
von seinem Eröten angefaßt zu werden. Sie sagte nur:
„Sie scheinen ein guter Mensch zu sein.“
„Warum?“
„Weil Sie die Tiere lieb haben.“
„Ja, aber Sie auch?“
Raum waren ihm die Worte entfahren, als er be-
merkte, daß sich das „Sie“ auch als vierter Fall auf-
fand und dann nicht einmal eine Unwahrheit ent-
hielt. Er beugte sich daher, ein Mißverständnis auszu-
schließen und verbesserte sich: „Ich meine, Sie haben die
Tiere auch lieb.“
Margarete gab das stillschweigend zu, lenkte aber das
Gespräch vom Liebhaber ab und richtete es auf jemand,
den sie nicht lieb hatte.
„Sie sind doch ein ganz anderer Mensch, als Dr.
Laue.“
„Das mag wohl sein“, antwortete Heinz. „Aber
woher wissen Sie das? Kennen Sie ihn so genau? Ich
habe ihn noch nur sehr wenig von ihm erzählt.“
„Und nicht gerade sehr schmeichelt. Aber noch
weit unangenehmer ist er mir durch all die Vorzüge,
die meine Schwester immer an ihm zu rühmen wußte.
Nur er Ihnen auch so zuwider?“

„Fräulein Margarete, ich bin ohnedem beschuldigt,
den Herrn Referendar verleumdet zu haben. Lassen Sie
mich also von ihm schweigen, denn wenn ich mich über
ihn ausprüge, werden's doch keine Lobprüche. Die
Menschen sind nun einmal verschieden, und er ist eben
in seinem Charakter, seinen Ansichten und seinen Lebens-
gewohnheiten ganz anders wie ich.“
„Aber, wie kommt es nur, daß die Menschen so ver-
schieden werden, obwohl sie doch von Geburt alle gut
sind und von ihren Eltern gewiß liebevoll erzogen wer-
den? Warum die späteren schlechten Einflüsse so stark auf
einen Menschen wirken, warum sind Sie dann gut ge-
blieben? Sie waren doch auch Student und sind da ge-
blieben.“
„Ich meine, vielen... Verführungen aus-
gesetzt gewesen, auch ein Liebesmangel zu werden, wie Dr.
Laue. Sie sind aber kein Liebesmangel.“
„Herr Heuer lächelte. „Das bin ich allerdings nicht.
Und das ist es nicht, das habe ich meinen Schutz-
engeln zu verdanken, die mich behütet haben.“
Margarete erschrak beinahe. Eine so kindliche Freimü-
tigkeit hatte sie dem großen, blonden Menschen nicht
zugesagt. „Sie meinen, der liebe Gott hat Sie behütet?
Oder glauben Sie wirklich an richtige Schutzengel,
die immer bei Ihnen gewesen sind?“
„Herr Heuer lächelte immer noch. „Ich kann sie ih-
nen sogar mit Namen nennen“, sagte er.
„Nun waren einige Verse eingefallen, die er kürzlich
in sein Tagebuch geschrieben hatte und das vertrauliche
Plandern Margaretes ließ ihn alle Befangenheit so sehr
vergessen, daß er den noch nie empfundenen Mut fand,
diese Verse mit gutem Ausdruck vorzutragen:
„Mich lockten schon als jungen Knaben
Die Lust und Leppigkeit der Welt.
Verführung und Begierde haben
Mich auf die Probe oft gestellt.
Doch nicht um eines Haars Breite
Verließ ich meinen Tugendpfad.
Zwei Engel standen mir zur Seite
Und wehrten jeder Mißtat.“
Und ob auch Stunden mich umspielten,
Verführung und verbotenes Glück,
Die beiden guten Engel hielten
Sich unerschrocken mich zurück.“

Vor all den reizenden Gefahren
War ich durch Haubermacht gefeit.
Denn meine guten Engel waren
Die Armut und die Schlichtheit!“
Margarete hatte mit schicklichem Wohlgefallen zuge-
hört. Ihre ganze Anerkennung aber lag in den Worten:
„Das haben Sie selbst gemacht?“
Heinz nickte.
Margarete schenkte einige Augenblicke bewundernd.
Dann sagte sie schlicht: „Nun empfinden Sie gewiß viel
Dankbarkeit und Liebe für Ihre beiden Schutzengel?“
„Ehrlich gesagt, leider nein!“ war die Antwort. „Ich
habe keinen lebhafteren Wunsch, als sie mir möglichst
bald abzugewöhnen. Alle zwei!“
Heinz war plötzlich ganz ernst geworden, stand un-
vermittelt auf und empfahl sich.
Margarete aber streifte noch lange mit großer Zu-
nichtigkeit das weiche, dünne Fell über Mignons jugen-
lichem Gerippe.
Gegen Abend stand Herr Richtenburg, äußerst ver-
legen Herrn Dr. Laue gegenüber, der in seinem Zimmer
so empört herumließ, als wäre Frau Richtenburgs Geist
mit seinem stärksten Ingrimme in ihn gefahren.
Herr Richtenburg war ängstlich bemüht, sich auf die
Weise zu entschuldigen.
„Ich bin ein armer, alter Mann“, sagte er. „Ich habe
keine Menschenkenntnis auf der Welt, die gut mit mir zu-
kommen. Ich habe keinen Sohn und keine Tochter. Nur meine Frau habe
ich, und die trinkt alles selber und läßt mich dürsten,
obwohl sie eine Menge Geld im Schrank hat. Natür-
lich muß ich da sehen, wie ich mir selbst etwas ver-
dienen kann. Herr Raupach hat mir Geld angeboten und
ich habe es genommen.“
„Aber von mir haben Sie auch Geld angenommen,
und zum Dank dafür mich verachten und verleumdet!“
„Bitte sehr, Herr Doktor“, erwiderte Herr Richtenburg
sehr eifrig. „Ich habe nur die Wahrheit gesprochen. Ich
weiß ja überhaupt nur sehr wenig von Ihnen. Aber
gelogen habe ich nicht. Ebenfalls wie in meinen Mel-
dungen, die ich Ihnen über Herrn Raupach gemacht
habe.“

Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft		Nordsee	
Gerberstrasse 1-2.		Rheinische Strasse 10.	
Frische Fische		Marinaden (nur feinste Qualitäten)	
Grüne Heringe 5 Pfd. 32 Pfg.		Bratheringe	
Pfd. 49 Pfg. Pfd. 43 Pfg. Pfd. 21 Pfg.	Im Schnitt: Schellfisch . . . Pfd. 35 Pfg.	16 Pfund-Dose 2.30 8 Pfund-Dose 1.40 4 Pfund-Dose 1.00 2 Pfund-Dose 0.75	Bismarck-Heringe 16 Pfund-Dose 4.00 8 Pfund-Dose 2.10 4 Pfund-Dose 1.20 2 Pfund-Dose 0.80
Cablian Pfd. 22 Pfg.		Rollmops	
Pfd. 55 Pfg. Pfd. 35 Pfg.		16 Pfund-Dose 3.80 8 Pfund-Dose 1.90 4 Pfund-Dose 1.10 2 Pfund-Dose 0.80 1 Pfund-Dose 0.50	Bratschellfisch 16 Pfund-Dose 2.90 8 Pfund-Dose 1.50 4 Pfund-Dose 1.00
Pfd. 23 Pfg.		Schellfisch in Geleé 8 Pfund-Dose 2.50	
Pfd. 24 Pfg.	Seelachs . . . Pfd. 21 Pfg.	Fischsülze 10 Pfund-Dose 3.60	
Pfd. 90 Pfg.	Lengfisch . . . Pfd. 21 Pfg.	Fischkotelettes 16 Pfund-Dose 2.50 8 Pfund-Dose 1.50 4 Pfund-Dose 1.10	
Pfd. 180 Pfg.	Austernfisch (zum Backen) Pfd. 40 Pfg.	Krabben in Geleé 8 Pfund-Dose 4.50 4 Pfund-Dose 2.50	
Pfd. 80 Pfg.	Heilbutt . . . Pfd. 120 Pfg.	Neu! Seeforellen in Geleé 4 Pfund-Dose 1.60	
Pfd. 140 Pfg.	Lachs (Salm) . Pfd. 125 Pfg.	Neu!	
Karpfen Pfd. 100 Pf.		Bratscholle 8 Pfund-Dose 1.50	
Schleie Pfd. 180 Pf.			
ste Auswahl in Räucherwaren eigener Fabrikation.			
Lachsheringe Stück 15 Pfg.			
= Caviar in allen Preislagen. =			

Differenzen geronnen und zwar infolge eines Gelats in der Pension. Ein Herr v. M. hatte eine junge Dame beleidigt. Als die Gräfin das erfuhr, ging sie zu dem Herrn an den Tisch und sagte: Wenn ich ein Mann wäre, würde ich Ihnen jetzt eine Ohrfeige geben. Die Gräfin habe dann das junge Mädchen veranlaßt und zwar in nicht sehr zartfühlenden Weise einen Prozeß gegen Herrn v. M. zu führen. Bezüglich des Grafen hatte die Gräfin den Eindruck, daß ihn die Gräfin vernichten wollte. Davon, daß die Gräfin Beziehungen zu einem Herrn unterhielt, die zu einer Heirat führen sollten, unter der Bedingung, daß sie ihre Kinder mitbringe, weiß die Gräfin nichts. — Zeuge Rechtsanwalt Dr. Meier (Berlin) hat verschiedene Prozesse des Grafen gegen den Geheimen Hofbaumeister Heim in Berlin geführt. Geheimrat Heim leistete schließlich einen Eid, daß die Eheschließung seiner Tochter mit dem Grafen nicht gegen das Verprechen einer Rente erfolgt sei. Der Zeuge hat den Eindruck gewonnen, daß Geheimrat Heim diesen Eid objektiv unrichtig abgelegt habe. Nachher habe man von Seiten der Familie Heim den Grafen zu beeinflussen gesucht, daß er die Kinder herausgebe und zwar in einer Weise, die eine unzulässige Einwirkung, eine Drohung mit Unbequemlichkeiten bedeute. — Graf Pfeil erklärt hierzu, seine damalige Frau habe ihm schon früher mitgeteilt, daß ihr Vater es mit dem Eide nicht genau nehme. Er habe ihr erklärt, man könne zehn Eide leisten, es dürfe nur niemand dabei sein. — Zeuge Krebs (Treibnitz i. Schl.) hat die gräfliche Familie auf dem Gute Giersdorf, ihrem Familienitz, öfter beobachtet. Der Vater habe sich mit den Kindern mehr beschäftigt als die Mutter, die diese meist den Domestiken überließ. Die Gräfin hat nach dem Zeugen wenig religiöse Gesinnungen. Sie ging mit dem Sonnenstich in der einen und mit gestafftem Rock in der anderen Hand, während der Vater den Sohn führte. Die Gräfin schien viel auf Toiletten zu halten, die immer sehr elegant waren. Anfang 1904 wurden ihm die gräflichen Kinder übergeben, die er aber nicht behielt, sondern Maßregeln der Gegenpartei beschloß. Die Gräfin erschien auch mit ihrem Anwalt, um die Kinder zu suchen. Dabei hat sie sich eines Hausfriedensbruches schuldig gemacht, wegen dessen sie auch bestraft wurde. Der Zeuge wird dann noch einige Zeit unter Ausschluß der Öffentlichkeit vernommen, weil verschiedene Fragen gestellt werden sollen, durch die das Gergestül des Grafen Pfeil verletzt werden könnte. Dann werden noch eine Reihe von Briefen des Zeugen an den Grafen Pfeil vorgelesen, in denen der Zeuge wieder auf die eleganten Toiletten der Gräfin zu sprechen kommt. — Ein Antrag des Rechtsbeistandes der Gräfin, den Rechtsanwalts Stempel, auch den nichtöffentlichen Verhandlungen beizufügen zu dürfen, wird abgelehnt.

Aus dem Gerichtssaal.

Gewerbegericht Dortmund.

Dortmund, 2. März.
Den Vorsitz in der heutigen Sitzung führte Herr Justizrat von Bobder. Als Beklagter waren die Herren Baunternehmer Linderweber, Baunternehmer Schmidt, Maurer Puls und Studecker Schreiber zugezogen. Es wurde u. a. über folgende Streitigkeiten verhandelt:
Der Schreiner Ernst Döbber forderte von dem Schreinermeister E. Döbber 11,50 Mark rückständigen Lohn. Beklagter wandte ein, daß Kläger ihm durch unsachgemäße Arbeiten und obwohl er ihm Zeichnungen in natürlicher Größe zur Verfügung gestellt habe, einen bedeutend höheren Schaden zugefügt habe. Da Kläger das Vorbringen des Beklagten nicht zu bestritten vermochte, erfolgte kostenpflichtige Abweisung der Klage.
Auf Zahlung von 24,50 Mark rückständigen Lohn klagte der Arbeiter Heinrich Döbber und zwar forderte er diesen Betrag von der Firma Polat Eisenbeton-Mischgesellschaft hier. Beklagte erhob den Einwand, daß der Kläger nur ein rückständiger Lohn in Höhe von 11 Mark ausstehe und daß ihm dieser nicht eher hätte ausbezahlt werden können, bis ihr die Wohnung des Klägers bekannt geworden sei. Sie erbot sich indes, an den Kläger im Wege des Vergleichs 11. Terminverpflichtung des Betrages von 18,20 Mark zu zahlen, womit Kläger sich einverstanden erklärte.
Die Firma B. und W. Möller wurde verurteilt, an den Schlosser August Osterhaus wegen rechtswidriger Entlassung eine Lohnentschädigung in Höhe von 30 Mark zu zahlen, da die von ihr vorgetragenen Entlassungsgründe ihr Vorgehen nicht rechtfertigten.
Von dem Cafetier Edward Reichel hier forderte der Kellner Richard Reich 12,50 Mark rückständigen Lohn und wegen rechtswidriger Entlassung eine Lohnentschädigung von 6 Mark. Beklagter behauptete, daß Kläger den rückständigen Lohn nicht fordern könne, da er (Kläger) für diesen Betrag einem Gaste Getränke usw. gepumpt habe. Kläger habe sich daher an dem betr. Gaste selbst schadlos halten oder ihn (den Beklagten) in Gegenwart des Gastes davon in Kenntnis setzen müssen. Beides habe Kläger aber nicht getan. Die Entschädigung wegen der sofortigen Entlassung erkannte er an. Das Gericht stellte sich auf dem Standpunkte des Beklagten und wies den Kläger in Höhe von 12,50 Mark mit seiner Klage ab, während ihm der Rest zuerkannt wurde.
Der Knecht Hans Döbber beantragte von der Firma Wilhelm Seibel hier eine 14tägige Lohnentschädigung in Höhe von 54 Mark wegen rechtswidriger Entlassung. Schon in einem früheren Termine machte der Vorsitzende dem Kläger auf die Unhaltbarkeit seiner Klage aufmerksam. Kläger hatte es daher auch vorgezogen, im heutigen Termine nicht zu erscheinen. Die Klage wurde durch Versäumnisurteil kostenpflichtig abgewiesen.
Ebenfalls ohne jeden Grund und Räumung will der Schlosser Thomas Alde von der Firma A. u. M. Nöckerhoff entlassen sein. Beklagte behauptete, daß mit dem Kläger bei dessen Einstellung Räumung aus geschlossen worden sei. Sie legte auch ein diesbezügliches, vom Kläger unterschriebenes Schriftstück vor. Da hierdurch die Behauptungen der Beklagten als erwiesen

angesehen waren, wurde die Klage kostenpflichtig abgewiesen.

Torgau, 2. März. Das hiesige Schwurgericht verurteilte den Wäldergesellen Schröder, der im Dezember in Wittenberg die Prostituierte Gähler erschossen hatte, wegen Totschlags zu 5 Jahren Gefängnis und 5 Jahren Ehrverlust.

Vermischtes.

Helmstedt, 2. März. Auf der Kohlengrube „Glück auf“ wurden gestern Abend 12 Verpletzte durch giftige Gase betäubt und abgehängt. Einer Rettungskolonie gelang es nach dreistündiger Arbeit die Verbliebenen aus Tageslicht zu fördern, wo sie sich langsam wieder erholten.
Kaiserslautern, 1. März. Der protestantische Pfarrer Stallmann in Heilbrunn, welcher wegen Urkundenfälschung verdächtigt und seit Freitag abhänglich ist, wurde heute in einer Scheune erhängt aufgefunden.
Darmstadt, 1. März. Die Untersuchung gegen den wegen umfangreicher Unterschlagungen von Münzbelagerten im hiesigen Untersuchungsgericht befindlichen Oberlandesgerichtsrat Greiner aus Kronach ist nunmehr abgeschlossen. Die amtlichen Feststellungen haben ergeben, daß Greiner seit etwa 30 Jahren Unterschlagungen in Höhe von 137 000 Mark verübt hat. Davon sind durch Verwandte Greiners 92 000 Mark gedeckt worden. Greiner ist in vollem Umfange gefänglich, befreit aber auf das entschiedenste das Opfer eines Verbrechens geworden zu sein.
Chemnitz, 2. März. Im Hause Hofmarkt 9 wurde ein Kassenbote von einem jungen Mann überfallen. Auf das Hilfsgeschrei des überfallenen eilten Leute herbei, worauf der Täter flüchtete. Er wurde jedoch auf dem Hofmarkt gefasst und verhaftet. Es ist der 22jährige feldschlosser Kaufmann Burthard aus Chemnitz. Der überfallene, der 70jährige Dörsel, hat eine leichte Verletzung davongetragen.
Wien, 2. März. Inner dem Bereich des Mädchenmordes ist der hiesige Gerichtshofener Schatz verhaftet worden. Die Comorete ist die 22jährige unverheiratete Näherin Alma Sprenger. Sie unterhielt mit Schatz seit mehreren Wochen ein Verhältnis und es wurde behauptet, daß Schatz sie für Montag Abend zu einem Rendezvous bestellt habe. Der Verhaftete gibt an, daß er das Verhältnis seit einiger Zeit gelöst habe, und leugnete jede Schuld. Nach einer von „S. P.“ heute in der Öffentlichkeit eingeleiteten Untersuchung hat Schatz bei dem heute vormittag erfolgten Verhör die Tat eingestanden.

Kassel, 2. März. Hier wurde eine jugendliche Diebesbande verhaftet, die aus fünf Mädchen im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren bestand. Die Mädchen haben in den letzten Wochen zahlreiche Diebstähle verübt.

Petersburg, 2. März. Wegen großer Unterschlagungen, die sich auf 300 000 R. belaufen, wurde der Bankdirektor Kommerzienrat Martinien, Direktor des Belersburger Stadtkommandos, verhaftet.
Paris, 2. März. Zum Tode eines Mädchens, das in der Rue Boparis besteuert die Polizei, daß es sich um Mord handelt. Das Opfer ist die ledigjährige, seit einiger Zeit verheiratete Pariserin Vendamme. Als Täter kommt ein gut gekleideter junger Mann in Betracht, der dem Mädchen in mehreren Bars außerordentlich hohe Geldversprechen machte. Drei andere Mädchen lehnten die Anträge des Mannes ab, die unerfahrene Vendamme ließ sich jedoch bestimmen, ihm zu folgen.

Brüssel, 2. März. Die Polizei verhaftete drei Deutsche namens Spolberg, Bruns und Helmar, alle drei aus Oberhausen in Bayern gebürtig, die in Begleitung eines achtzehnjährigen Mädchens waren, dem sie eine Stelle in Brüssel versprochen hatten. Die drei Individuen mieteten ein Zimmer, mißhandelten das Mädchen und zwangen es schließlich, sich der Prostitution zu ergeben. Als die Bedauernswerte mit einem Deutschen bekannt wurde, erzählte sie diesem ihre Leidensgeschichte, worauf dieser den deutschen Konsul informierte. Auf seine Intervention hin drang die Polizei am Dienstag in die Wohnung der drei Unselbstständigen ein und verhaftete sie unter der Vorladung der Einführung, der Verleitung zu unzüchtlichem Lebenswandel und des Betruges. Das junge Mädchen wird durch Vermittelung des Konsuls in seine Heimat zurückgeführt werden.

Vergano, 2. März. In der Nähe von Bondione haben sich bedeutende Felsmassen des Vombenberges losgelöst und sind unter donnerähnlichem Getöse ins Tal gestürzt. Die Einwohner flüchteten in großer Panik und wegen es nicht mehr, in ihre Wohnungen zurückzukehren, da sich noch immer neue Felsmassen lösten. Als Gerüstgruppen an Ort und Stelle eintrafen, bestanden die niedergegangenen Fels- und Erdmassen eine Fläche von 500 Quadratmetern. Man glaubt, daß der ganze Berg nach und nach zerfallen wird.

New York, 2. März. Bei einem Zusammenstoß zweier Züge im Hudson-Tunnel der Untergrundbahn wurden fünf Personen schwer verletzt. Ein dem einen Zuge verlassene Diebstahl, so daß er an der Endstation auf einen wartenden Zug auslief. Ein schwereres Unglück wurde durch eine erst kürzlich angebrachte Vorrichtung vermieden, die das Zusammenstoßen der Züge verhindert.

New York, 2. März. Wie ein Telegramm aus Everett im State Washington meldet, wurde ein Personenzug der Great Northern-Bahn, der seit Donnerstag in den Kasernen schlief, gestern von einer Lawine verschüttet. Eine Rettungskolonie ist nach dort hin abgegangen. Aus dem Zuge wurden bis jetzt 30 Personen gerettet und 25 Leichen geborgen. 25 Personen fehlen noch. Die Geretteten sind mehr oder minder schwer verletzt.

Wenn Korpsstudenten schießen. Durch die Presse geht nachstehender Gerichtsbericht aus Weimar: Vor dem Weimarer Landgericht als Berufungsinstanz fand am 23. Februar der Student Seidel aus Jena, der Angehörige eines Jener Korps. Er hatte einen Schutzmännchen bei einem nächtlichen Revue durch Revolverfeuer verlegt. Er wurde vom Schöffengericht Jena, wegen Verletzung zu 25 Mark Geldstrafe und wegen vorsätzlicher Körperverletzung zu 150 Mark Geldstrafe verurteilt. Von der Berufungsinstanz wurde er heute zu 300 Mark Geldstrafe verurteilt. Der Staatsanwalt hatte zwei Wochen Gefängnis beantragt. — Eine Geldstrafe für die vorsätzliche Verletzung eines Schutzmännchens durch Revolverfeuer! Das Urteil muß man sich merken ange-

sticht der vielen Gerichtsverhandlungen, die jetzt gegen Wahlrechtsdemonstranten bevorstehen.

Handel und Verkehr.

Hamburg, 2. März. Die Zufahren englischer Kohlen nach Hamburg betragen im Februar 298 882 Tonnen (254 632 Tonnen im Februar 1909).
Petersburg, 2. März. Die Seehandlungs-Bank in Sankt Petersburg zahlt für das Jahr 1909 zehn Prozent Dividende wie im Vorjahre und erhöhte das Aktienkapital auf 30 Millionen Mark.
New York, 2. März. Der Stahlmarkt erklärte, Kesselbau-Interesse am Trakt sei bedeutend geringer geworden. Kesselbau junior ist aus dem Direktorium ausgeschieden. — Die Baltimore- und Ostbahn erhöhte die Preise ihrer Telegraphen.
New York, 2. März. In Nord Carolina nahmen weitere Baumwollspinnereien Betriebsaufhebungen vor.

Frankfurter Aktienbörse.

Kredit	212,40
Dresdener Bank	167,00
D. Eisen u. Maschinenbau	107,40
Lombard	23,10
Meridional-Bahn	133,25
W. G. u. S. Straßbahn	106,20
Norddeutscher Lloyd	209,25
Sapener	376,25
Kleber	112,60
Metallwaren-Dammhert	210,00
Schneiderhütte	179,75
Waldschmidt	110,50
Preussische Eisenbahn	197,90
Diskonto	137,80
Darmstädter	161,70
Staatsbahn	82,35
Mittelmeer	113,00
Dylo	140,30
Postbank	175,00
Laura	222,60
Rhône	11,04
Etana romana	24,50
Europ. Maschinenfabrik	379,90
Industriell. Bank	112,75
Frankfurter Hof	
Tendenz:	fest.

Literatur.

Paul Lindau's illustrierte Romane und Novellen. In 10 Bänden a. M. 3. — broschiert M. 4 gebunden, bezw. in 75 Lieferungen a 40 Pfg. — S. Schottlaender's Schöne Literatur-Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin W. 9. — 8. Lieferung. Das 8. Heft seiner gesammelten Werke fordert uns wieder zur Bewunderung des Heiligtums und Erzählers Paul Lindau heraus. Er bringt eine vollkommen abgeschlossene Novelle „Kollage Schnabel“. Lindau hat bekanntlich in jüngeren Jahren seinen literarischen Geist in den Diensten der Tagespresse gestiftet, und das Band er eines Tages mit den anderen Re-

ferenten eines großen Provinzialblattes am Ende des letzten Jahres, der jung hat und in der die Sympathien des Autors und aller Leser und da führt uns nun Lindaus Erinnerung an die frischen Grabe des Verstorbenen weg, in die der Redaktion zurück, als Kollage Schnabel von saß und für drei schaffte und nach Schluß des trüblich gewittert ist und dröhnend nach, was arm war, wie eine Kirchenmaus und schwermütig je zu klagen und ohne Freunde und Bekannte ohne je zu klagen. Außer den Kollegen war nur ein Freund da. Der Allerweltswitz Lindau hat natürlich mit ihm ins Plaudern und erzählt, welchen großen Dienst einmal der Lese dem den — einem höheren Richter — erwiesen hat, ihm sein ganzes Lebensglück gerettet hat und in der geräuschlosen Art nicht nur jeden Lohn außerordentlich nicht einmal zu Dankesworten Gehör gab. Die Situation, in der Kollage Schnabel viel Edelmut zeigte, ist ebenso dramatisch wie die

Von dem Humor und den Geheimnissen des Künstlerlebens, wo das große Leben im vertrauten Kreise der Phantasie und der angebunden die Flügel schienen, weiß ich, wie ich in einer übermütigen Plauderei zu berichten, ihr hat Paul Hake eine reiche Zahl vorzüglich geistvoller Einzelheiten entworfen, die den moribunden Erzählungen einen echt künstlerischen Ausdruck verleihen. Außer diesem, von Lebenskraft und belinden Witzes sei aus dem neuesten (13.) Heft illustrierten vornehmen Zeitungs „Mittelmeer und Kollage“ (Verlag von Rich. Bong, Berlin W. 9.) des Biergartenfestes 60 Pfg.) besonders der falls illustrierte Aufsatz von Dr. A. Deilborn „Wald und Wölfe“ sowie die innig empfundene Novelle „Briefe aus einem Kloster“ von Eva Gräfin von Bismarck hervorgehoben. Die Fortsetzung von „Mittelmeer und Kollage“ ist ein umfängliches „Mittelmeer“, der an der Hand zahlreicher, wohlgezeichnete Charaktere ein umfängliches Bild des künstlerischen Lebens unserer Zeit entrollt, schlagen den Leser stets durch eine Fülle neuer lebendiger Szenen im Bann. Mit sicherer Hand weiß der Autor auch diesmal aus dem ewig bewegten Meer der Theater, Varietee, Kunst- und Gesellschaftsleben kleinen schimmernden Perlen zu heben.

Das praktische Leben bewillt am besten, ein Großbetrieb größere Garantien für einwandfreie Erzeugung von Nahrungsmitteln bietet, als man viele kleine Betriebe. — Ein Großbetrieb hat vorsehentlich in der Öffentlichkeit. — Handelt es sich um die Anstellung und Entlassung, was es heißt, was was verarbeitet wird. — Was man seit im Großbetrieb heißt, davon bekommt man den Begriff, wenn man die Ban des Bergischen Rheinwerks in Elze besichtigt, wo die bekannten „Mittelmeer“ und „Kloster“ hergestellt werden. Die Erzeugung dieser beiden hervorragenden Nahrungsmittel und die dazu verwendeten Rohstoffe haben unter ständiger Kontrolle des in der Fabrik stationierten beherrschenden Nahrungsmittel-Untersuchungsamtes.

Trohe Botschaft aus dem Morgenlande



Wie ein rettender Engel wird von zahlreichen Hals- und Lungenleidenden

Besonders von solchen, die alle anderen Mittel und Methoden zur radikalen Beseitigung ihrer Leiden schon erfolglos versucht, die Nachricht aufgenommen werden, daß es nach langem Vorarbeiten zum erstenmal gelungen ist, von dem berühmtesten Heilmittel des Orients gegen

allen Husten, Verschleimung, chronische Katarrhe, Asthma, Keuchhusten, Lungenleiden

dem so seltenen und kostbaren, echten arabischen oder Ulu-Balsam (dem naturreinen Gummis eines an den Küsten des Roten Meeres wachsenden Balsambaumes) größere Quantitäten nach Europa zu bringen, und daß die Morgenländische Drogen-Import-Gesellschaft in Jaffa (Palästina) und Berlin W. 15, die sich mit der Einführung dieser interessanten Droge beschäftigt, bis auf weiteres Proben davon kostenlos an alle Interessenten abgibt.

Der Ulu-Balsam, dem bei der Behandlung chronischer Erkrankungen der Atmungsorgane wahr Wunderdinge nachgesagt werden, gilt im Orient schon seit alters her als das „kostbarste Produkt des ganzen Pflanzenreiches“ und die „edelste aller Arzneien“. Die Pilger, die nach Mekka zum Grabe des Propheten wallfahren, bringen ihn in kleinen Bleifäßchen eingeschlossen als die „Medizin der Medizin“ mit in die Heimat, wo er wie eine Reliquie gehütet und nur im Falle der höchsten Not, wenn die Arzneikunst am Ende des Könnens angelangt ist, angewendet wird. Hervorragende Ärzte aller Zeiten haben wiederholt eingehende Versuche mit dem Ulu-Balsam angestellt, und berichten sie fast durchweg von geradezu außerordentlichen Resultaten, die mit ihm erzielt wurden.

Nach Europa kam der Ulu-Balsam nur höchst selten und auch dann nur in sehr minimalen Quantitäten, daß an seine allgemeine Verwertung nicht gedacht werden konnte. Die Schwierigkeiten seiner Beschaffung sind jetzt aber beseitigt, und heute kann das so außerordentlich heilfrichtige Mittel schon zu einem Preise in den Handel gebracht werden, der es auch für ärmeren Mitteln ermöglicht, sich die Wohltat seiner einzigartigen Wirkung nutzbar zu machen.

In welcher Weise der Ulu-Balsam bei chronischen Erkrankungen der Atmungsorgane sowie als Unterstützungsmittel bei der Bekämpfung der Lungenentzündung seine Wirkung ausübt, welche Erkrankungen die moderne medizinische Wissenschaft für die mit ihm in zahlreichen Fällen erzielten, geradezu verblüffenden Erfolge hat, darüber gibt eine hochinteressante, ganz kostenlos Broschüre des Dr. med. Ludwig Balth. Auskunft, die wir allen Interessenten gern kostenlos zur Verfügung stellen. — **vollständig gratis eine Probe** des Ulu-Balsams, wenn Sie 20 Pfennig in Briefmarken für Porto usw. beigefügt werden. (Man abheftete alle Korrespondenzen an die Morgenländische Drogen-Import-Gesellschaft, Berlin W. 15.)

Wäge jeder Hals- und Lungenleidende, auch wenn anscheinend vorläufig keine Gefahr vorliegt, in seinem eigenen Interesse sich Probe und Broschüre, die beide zu nichts verpflichten, kommen lassen. In vielen, selbst verzweifeltsten Fällen werden dieselben noch unbeschreiblichen Nutzen stiften können.

gerade zur falschen Zeit die Position „Gerung“

plötzlich neben ihr ein junger Herr, höflich sich verbeugend, sagte:

„Gestatten gnädiges Fräulein, daß ich die Mahngeldbühren auslege?“

Ella Lind wurde noch mehr verlegen. Die Sache war ihr um so peinlicher, als gerade ein junger, fremder Herr Zeuge dieses Auftritts — denn daß der Vorgang ein solcher war, war Ella klar — sein mußte. Ehe sie noch antworten konnte, hatte der Fremde achtzig Pfennige auf den Tisch des Hauses gelegt und sich wieder an das junge Mädchen gewandt:

„Hier ist meine Adresse. Ihr Herr Vater kann mir die kleine Summe ja gelegentlich zustellen.“

Noch immer ganz verwirrt steckte Ella Lind Steuerzettel und die Karte in ihre Handtaschen und eilte auf die Straße. Jetzt kam es ihr erst zum Bewußtsein, daß sie sich nicht gerade taktvoll benommen hatte. Das Geld konnte man schließlich für einige Stunden annehmen, denn der Vater sollte es postwendend zurückerstatten, aber daß sie für die Freundlichkeit so ohne allen Dank von dannen ging, fast wie ein dummes Ding von dannen rannte, — nein, das war taktlos. Sie beschloß, umzukehren, um dem Fremden zu danken. Schon hatte sie wieder den Fuß auf die erste Stufe der großen Treppe, die in den Innenraum des monumentalen Rathauses führte, gesetzt, als sie wieder innehielt. „Nein“, dachte das junge Mädchen, „wegen der achtzig Pfennige will ich es doch nicht tun, sonst glaubt der wohl gar —“, paß, wenn er auch schon war. Das hatte sie wahrhaftig gesehen. Aber dennoch, sie wollte umkehren.“ Und Ella Lind kehrte um.

Stillschweigend legte sie ihrem Vater den quittierten Steuerzettel auf den Schreibtisch. Sie hatte doch ein bißchen Angst, dem Gestränge ihrer Vergesslichkeit zu gestehen. Und zu allem Unglück hatte sie die Adresse des Fremden verloren. Wie sollte sie dem nun die achtzig Pfennige zurückerstatten. Ella strengte ihren kleinen Verstand an. Schließlich meinte sie, ein Inserat im Stadtsänger einrücken zu lassen, sei das Beste. Darauf würde sich der Herr schon melden. Und gedacht, getan. Am nächsten Tage las man in der Zeitung folgendes Inserat:

Der junge Herr der am vorigen Freitag in der Stadthauptkasse einer jungen Dame hilfreich beistand und einen kleinen Betrag bediente, wird um seine Adresse gebeten, da diese verloren. Offerten beifügt die Expedition des Blattes.

Der Erfolg war ein überraschender. Als Ella Lind am Tage später in der Expedition des Stadtsängers vorsprach, empfing sie nicht eine, sondern ein ganzes halbes Duzend Offerten. Da sie nur eine erwartet hatte, bemerkte sie, daß es wohl ein Versehen sei. Jedoch der junge Expeditionsbeamte beharrte darauf, daß die Offerten auf das von der Dame bezeichnete Inserat eingelaufen seien. Mit klopfendem Herzen eilte Ella heim, ging sofort in ihr Zimmer, das sie vorsichtig abschloß. Dann machte sie sich an das Lesens der Briefe. Und wunderbar! Alle Schreiben nahmen auf den Vorgang in der Stadthauptkasse Bezug und ein jeder der Briefschreiber sagte der jungen Dame in artiger Weise einige Schmeichelein. Ella wußte nicht, ob sie sich darüber ärgern oder freuen sollte. Wie töricht, daß sie sich während der ganzen Tage nur mit dem Fremden in Gedanken beschäftigt hatte, den sie für einen gar zu lebenswürdigen Menschen hielt. Der wollte nun mit ihr einen Scherz treiben, der — unverschämte. Trotz ich lag der kleine Fuß auf den Boden. Was war nun zu tun. Einer von den sechs mußte der Fremde sein, der ihr die achtzig Pfennige gestehen. Er sollte zu seinem Gelde kommen, wenn sie immerhin auch 4,80 Mark aus ihrer Tasche opfern mußte. Sie entschloß sich denn sofort, an die angegebenen Adressen das Geld abzuschicken. Damit war für Ella Lind die Geschichte erledigt, wie sie sich sagte. In Wirklichkeit sollte das Spiel aber erst beginnen.

(Schluß folgt.)

Prakt. Ratsschlüsse.

Einen Beitrag zum Kapitel Sparheitzung liefert uns ein Abonent, der geeignet ist, das Budget mancher Familie und Lausfrau, die oft mit jedem Pfennig rechnen müssen, wenigstens einigermaßen herabzumindern. Jeder Hausvater weiß, wie schwer

gerade zur kalten Jahreszeit die Position „Heuerung“ allmonatlich den ausgeworfenen Etat belastet; darum möchten wir, mit Vergnügen den erwähnten Ratsschlüsse der weiteren Öffentlichkeit unterbreiten: Der Heuerer, der ein Fachmann auf dem Gebiete der Feuerungslehre ist, schreibt: Es darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden, daß die Ofentüre, sowie die Ventilationsklappe geschlossen wird, sobald sich das Brennmaterial in voller Glut befindet. Bevor wir nun den Ofen ganz abschließen, nehmen wir bei leichter Kälte 2-4 Bricketts oder Stüchle, wideln sie so fest wie möglich in einen, besser zwei Zeitungsbogen ein und legen das Paket vorsichtig auf die Glut, während die Türe gut verschlossen wird. Da brennen Papier und Kohle doch fort, wird jeder rufen. Das schon, aber in einem Zeitraum von zwölf Stunden und mehr ist noch helle Glut im Ofen. Jedes lange und umständliche Anheizen ist selbst bei einem Brickett am folgenden Morgen vermieden, jede Schmutzerei verhütet und der Ofen und damit das Zimmer andauernd warm gehalten. Wie bei einer Zentralheizung also. Bei starkem Wind und größerer Kälte erhöht man die Zahl der Bricketts auf sechs Stück und kann sicher sein nach zwölf Stunden noch Feuer im Ofen zu finden. Will man morgens das Feuer machen ersparen, so genügt über Nacht ein Brickett.

Die Sache ist tatsächlich so und verdient besonders in unserer teuren Kohlengegend — in Norddeutschland zahlt man 70 J., an manchen Orten gar nur 60 Pfg. für den Zentner — alle Beachtung. Man schreibt uns: Es ist zu beachten, daß die Handhabung beim Brickettbrand eine etwas andere als bei der Feuerung von Steinkohle ist. Steinkohlen haben mehr oder minder, bedürfen eines starken Zuges, und es muß das Feuer zu seiner Verstärkung öfters eingehend ausgeföhrt werden. Das Braunkohlenbrickett erfordert dagegen fast gar keinen Zug, und es ist beim Brickettbrand jedes Stoßern und Rühren im Feuer zu unterlassen. Hieraus erklärt sich ohne weiteres, daß beim Steinkohlenbrand ein sehr großer Teil der erzeugten Wärme ungenutzt durch den Kamin entweicht, während bei der Brickettfeuerung sich die Heizkraft voll und ganz ausnützen läßt. Hierin liegt die große Ersparnis begründet, welche der Gebrauch der Braunkohlenbricketts mit sich bringt, ganz abgesehen davon, daß die Preise für Bricketts billiger sind als Kohlenpreise. Wünscht man ein starkes Brickettfeuer, so schiebt man die vorhandene, wenn auch noch so kleine Glut vorsichtig zusammen und legt frische Bricketts auf. Hierbei fällt die kleine Brickettasche aus dem Kof, und es entsteht dadurch von selbst der erforderliche stärkere Zug. Diese frisch angelegten Bricketts verbrennen dann mit langer, den ganzen Ofen bestreichender Flamme. Um das Feuer zu dämpfen, genügt die Landhabung der Regulierung oder auch nur das Schließen der Zugtür. Durch Auflegen einiger Bricketts und Bedecken des Ganzen mit Brickettasche kann man das Feuer stundenlang, sogar über Nacht, anhalten, ohne daß es einer weiteren Aufsichtigung bedarf. Die auf dem Herd befindlichen Speisen können auf diese Weise dauernd warm gehalten werden, und ist insbesondere stets warmes Wasser zur Hand. Außerdem wird das häufige und lästige Anmachen der Ofen und Herde vermieden. Bei Zimmeröfen ist besonders darauf zu achten, daß, nachdem der Ofen mit Bricketts gefüllt ist, und diese in Glut geraten sind, sofort sämtliche Zugöffnungen geschlossen werden müssen.

Feierstunden

Blätter für Unterhaltung und Belehrung.

In letzter Stunde.

Roman von Hugo Ebersbach.

„Das verspreche ich ebenfalls“, fügte Hermann hinzu, der sich mit seinem Bruder durch einen raschen, entschlossenen Blick verständigt hatte; „wir teilen recht schnell mit dir, und nachher wandern wir aus.“

„Und was wollt ihr drüben?“ fragte Georg. „Es wird sich finden, wenn wir an Ort und Stelle sind; schlechter wie hier kann's in keinem Lande sein, und drüben steht uns die Welt offen.“ erwiderte Otto. „Jetzt entschliche dich, willst du unseren Vorschlag annehmen?“

„So rasch kann ich mich nicht entschließen, es hat ja noch Zeit. Ich will's mir überlegen; möchte freilich auch einmal die Taschen voll Geld haben, um mich so recht anstoben zu können, und der Verlust von einigen tausend Talern würde den Alten nicht arm machen. Aber es ist und bleibt eine gefährliche Geschichte.“

„Nur für uns“, unterbrach ihn Hermann, „du wirst der Alte gar nichts beweisen können.“

Georg hatte noch einmal aus der Flasche getrunken. „Es könnte anders kommen, wie ihr glaubt.“

„Und wenn es wirklich anders käme: — was wäre weiter dabei? Wir verraten dich nicht.“

Er schüttelte bedenklich das Haupt und erhob sich. „Ich will darüber nachdenken“, sagte er, „wir müssen ja doch warten, bis Geld eingegangen ist. Später läßt sich immer noch darüber reden.“

Er wechselte noch einige Worte über gleichgültige Dinge mit den Brüdern, dann verließ er sie, um heimzugehen. Ihr Vorschlag beschäftigte ihn unablässig. Die Versuchung war für ihn zu verlockend, und nur die Furcht vor der Gefahr hielt ihn jetzt noch ab, mit den Brüdern gemeinsam Sache zu machen und den ersten Schritt auf die Bahn des Verbrechens zu tun.

Das Verbrechen selbst schreckte ihn nicht zurück. Was lag ihm daran, daß sein Vater bestohlen wurde, wenn er für sich selbst Vorteil davon hatte!

Sein Taschengeld war ihm bisher knapp zugemessen worden, und er sehnte sich darnach das Leben mit vollen Zügen zu genießen. Er gab der Furcht Recht, wenn sie behaupteten, sein Vater sei verpflichtet, ihm die Mittel dazu zu bewilligen.

Und sein Gröhl gegen den Vater steigerte sich, als dieser ihn bei der Heimkehr mit der Frage empfing, ob er nun bald ausgelehrt habe und wann er endlich fähig sein werde, selbst sein Brod zu verdienen.

„Die intime Freundschaft mit den Schaller's muß nun auch ein Ende haben“, fügte der alte Mann in gereiztem Tone hinzu; „ich dulde diesen schlechten Umgang nicht länger. Viel ist leider nicht mehr an dir zu verderben, ich will meine Pflicht tun, solange ich's vermag.“

„Und wer hat meine Herren Vettern verderben?“

fragte Georg tröstlich. „Die Schaller's sind ehrliche Leute; sie haben noch nicht im Gefängnis gesessen und ebensowenig Gott und die Welt angepömpelt.“

„Vertram Winkel, der in seiner gewohnten Weise auf und nieder ging, blieb plötzlich stehen. Ein stammer Blick traf den Sohn, dessen Lippen ein höchstes Lächeln umzudröht.“

„Nichte du nicht über dir?“ sagte er drohend. „Du wirst der Letzte, der ein Recht dazu hätte!“

„Dem Schuldenmacher soll geholfen werden, knurrte Georg mit einem bösen Blick auf seine Schwester, die sich tief auf ihre Arbeit nieder beugte; „ich weiß es wohl! Ich muß auf jedes Vergnügen verzichten, und ihm wird das Geld mit vollen Händen gegeben.“

„Weißt du das so sicher?“ spottete der Berber. „Wer hat's dir gesagt?“

„Ich hab gehört, wie du mit der Mutter darüber sprachst.“

„Dann hast du falsch gehört, und wenn ich wirklich dem Dientenanten helfen wollte, was dürftest du dagegen sagen? Du hast genug Taschengeld; such' selbst zu verdienen!“

Georg hatte sich der Tür genähert. Die Erinnerung an den Vorschlag der Brüder Schaller ließ es ihm rasch erscheinen, mit dem Vater noch länger über diesen Punkt zu streiten; die Mutter gab ihm auch einen verstockten Wink, daß er sich entfernen möge.

„Man hört hier im Hause nichts als böse Worte“, sagte er tröstlich, dann ging er hinaus.

„Wer, außer dir allein, trägt die Schuld?“ rief der alte Mann ihm nach.

„Sei nicht so hart mit ihm“, bat die Mutter; „die Jugend verlangt mehr vom Leben als wir.“

„Der Umgang mit den Schaller's ist sein Verderben; wenn er ihn nicht abbricht, werden wir Schlimmes an ihm erleben.“

„Ich will noch einmal mit ihm reden, Vertram, es ist besser, wenn ich es tue; du verdrößt mit deinen harten Worten alles. Wie ist es mit Alfred?“

Er sagte gestern, der Buchhändler dränge wieder, und der letzte Termin sei verstrichen.“

„Ich kann ihm nicht helfen!“ fiel er ihr in's Wort. „Ich habe keine zweitausend Taler zu verschicken. Er soll seinen Abschied nehmen, dann wollen wir weiter sehen.“

„Seinen Abschied?“ widerholte Clara mit gepreßter Stimme. „Das ist das Schlimmste, was ihn treffen könnte!“

„So meint er jetzt, aber vielleicht denkt er später anders darüber“, erwiderte ihr Vater achselzuckend. „Jetzt sorgt, daß das Abendbrod auf den Tisch kommt; ich will noch ausgehen.“

Matthias ging hinaus in die Küche, und die Mutter folgte ihr, nachdem sie den Tisch abgeräumt hatte. Der Gerber aber schritt rasch auf und ab, und die Falten auf seiner Stirn bewiesen, daß seine Gedanken sich mit ernstesten Dingen beschäftigten.

Als das Abendbrot aufgetragen war, fand Georg sich wieder ein Sein Vater beachtete ihn nicht; er wollte es jetzt seiner Frau überlassen, ihren Einfluß auf den Sohn geltend zu machen.

Rat- und hilflos.

Matthias Grunewald blickte von dem großen Geschäftsbuch, vor dem er saß, erkannte auf, als er in dem Eintretenden den polnischen Grafen erkannte.

Graf Krasiński leistete der Einladung, Platz zu nehmen, Folge und holte ein Altkleid aus der Tasche seines Paletots.

„Ich hege die Absicht, eine schadhafte Mauer auf meinem Grundstück niederreißen und neu aufbauen zu lassen“, sagte er; „aus dem Verkauf ist aber nicht ersichtlich, ob diese alte Mauer mein ausschließliches Eigentum ist, oder ob sie zur Hälfte dem angrenzenden Nachbar gehört.“

„Sie haben ja keinen Nachbar“, erwiderte Grunewald.

„Ach, denke an den Nachbar, dem das angrenzende Grundstück gehört.“

„Machen Sie sich keine Sorgen, die Mauer ist Ihr Eigentum. Sie können mir da einen recht großen Gefallen erweisen, Herr Graf, der ihnen nichts kostet.“

Die Worte des Polen schwebten forschend durch das kahle Zimmer: — sie blieben einen Augenblick auf der eisenbeschlagenen Kiste ruhen, die neben dem Schreibtisch in der Ecke stand.

„Mit dem größten Vergnügen“, erwiderte er; sprechen Sie Ihren Wunsch nur offen aus.“

„Erlauben Sie mir die Steine der alten Mauer.“

Der Graf mußte lachen.

„Das ist ein sehr beschneider Wunsch“, sagte er; „dabei ich wissen, wozu Sie die Steine benutzen wollen.“

„Ich möchte meinen Hof hinter diesem Hause mit einer Mauer umgeben; bisher ist er nur durch einen Lattenzaun abgegrenzt, und das Gestrüch in dem hinterwärts gelegenen Hause steht mir eine Barriere nach der andern.“

„So viel ich weiß, wohnt in jenem Hause der Antiquar Jarnow“, sagte der Graf, an den Spitzen seines schwarzen Bartes drehend.

Matthias Grunewald griff in seine Dose und nahm geräuschvoll eine Pilsener.

„Es wohnen auch noch andere Leute dort“, erwiderte er, „und namentlich zwei Langenichse, die nicht arbeiten, aber gut leben wollen. Diesen Burischen traue ich alles zu, sie sind zu jedem Verbrechen fähig.“

„Was können sie Ihnen antun? Am Tage werden sie nicht wagen, ein Verbrechen zu begehen, und in der Nacht ist jedenfalls das Haus geschlossen.“

„Sie können durch ein Fenster einsteigen.“

„Das würde Lärm geben, und Sie schlafen doch hier unten.“

„Ich schlafe dort, sagte der Wächter, auf die Türe des anklopfenden Zimmers zeigend.“

„Und hier ist Ihre Kasse?“

„Natürlich; der Schlüssel liegt unter meinem Kopfkissen. Sie sehen, daß ich sehr vorsichtig bin, aber schlafen kann mich das alles nicht.“

„Ich glaube, Sie sind zu ängstlich“, erwiderte der Graf scherzend; „die Leute, von denen Sie reden, mögen arbeitslos sein, aber sie deshalb eines Verbrechens fähig zu halten.“

„Ich kenne und beurteile sie richtig“, unterbrach ihn Grunewald; „sie haben mir oft genug gedroht, was ich von solchen Drohungen zu halten habe, weiß

ich. Ich halte längst vor, die Mauer Jarnow zu lassen, aber ich bin noch nicht dazu gekommen.“

„Wohin? Sie denn mit Ihrer Tochter ganz allein in diesem Hause?“ fragte der Graf.

„Wozu sollte ich Dienboten nehmen? Meine Tochter kann das kleine Hauswesen besorgen, und für die rauhe Arbeit ist eine Tagelöhnerin da.“

„Aber haben Sie denn immer so viel Geld in ihrer Kasse?“ nahm der Pole wieder das Wort. „Ihr Augenmerk ist doch darauf gerichtet, daß das Geld Ihnen Zinsen bringen soll; da werden Sie es nicht müßig liegen lassen.“

„Ja, wenn man immer Gelegenheit fände, es vortheilhaft anzulegen“, erwiderte Grunewald achselzuckend. „Ich habe sehr häufig bedeutende Summen im Hause, und meine Wertpapiere sind so gut wie bares Geld. Es ist eine höchst unangenehme Sache, wenn man seiner Nachbarn wegen in steter Angst leben muß.“

Graf Krasiński lächelte ironisch; er schien diese Angst nicht begreifen zu können.

„Wenn ich die alte Mauer niederlege, so werde ich Ihnen gerne die Steine überlassen“, sagte er; „aber wann dies geschehen wird, weiß ich heute noch nicht.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar“, erwiderte der Wächter, „es eilt durchaus nicht. Ich will Ihnen dafür einen guten Rat geben. Wenn Ihr Nachbar ein Eigentumsrecht an der Mauer beanspruchen sollte, so gehen Sie nur zum Doktor Leitenring; er ist der tüchtigste Advokat hier, und Sie können ihm einen Prozeß mit aller Ruhe anvertrauen.“

„Ich kenne den Herrn Doktor bereits.“

„Wirklich? Sie haben schon eine Veranlassung, gehabt, ihn um Rat zu fragen?“

„Das nicht; im Kasino lernte ich ihn kennen“, sagte der Graf, sich erhebend. „Der Herr Kommerzienrat Steinfeld hat mich dort eingeführt.“

„Ein sehr reicher und angesehen Herr, der Kommerzienrat Steinfeld“, fügte Grunewald bei, indem er mit dem Kopf mehrmals nickte. „Er ist vermutlich Ihr Bankier?“

„Natürlich.“

„Vor einigen Wochen hat er Unglück gehabt — sein Kassierer —“

„Ich kenne die Geschichte. Haben Sie den Kassierer persönlich gekannt?“

„Ich nicht, aber seinen Bruder, der ein sehr leichtsinniger Mensch ist.“

„Wie ich höre, zweifelt Niemand an der Schuld des Verdächtigen“, bemerkte der Graf gleichgültig, während er seine Handtasche anzog; „das ist wohl der Damit entfernte sich Graf Krasiński, und als er beste Beweis, daß er die Tat wirklich begangen hat. Sobald ich die Mauer niederlegen lasse, werde ich Sie Steine versetzen.“

das Haus verließ, begegnete er draußen vor der Tür dem Doktor Leitenring, mit welchem er einen freundlichen Gruß austauschte.

Der Advokat blieb stehen und sah ihn nach.

„Merkwürdig, daß mich dieser Gedanke nicht verlassen will“, sagte er leise. „Könnte ich nur einen Vorwand finden, um ihn mit dem Gefangenen zusammenzubringen! Es würde mich wahrhaftig nicht überraschen, wenn er sich als der geheimerischste französische Flüchtling entpuppte.“

Er schüttelte den Kopf und zog an der Hausglocke. Helene öffnete ihm, und es spiegelte sich ein so tiefer Seelen Schmerz in ihren Augen, daß er sich nicht enthalten konnte, die Frage an sie zu richten, ob sie einen geheimen Kummer habe.

Fortsetzung folgt.

Forum

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

„Das ist Torum!“ sprach sie dumpf, während ein erneutes Krachen und Dröhnen erfolgte. Der Kahn schwankte, aber die Leiterin führte ihn bis ans Ufer. Aufatmend warf sie die schweren Ruder zur Seite: „Du bist gerettet!“

Sie sprangen beide an's Ufer auf grüne Wiesen. Hier ergriß er ihre Hand und küßte dieselbe: „Helene, meine Ketterin, mein guter Engel!“

Dann erst küßte er, daß die Hand kalt wie Eis war.

„Lebe wohl, Arthur!“

„Wohin, wohin, Helene?“

„Dort!“ Dabei zeigte sie auf das tosende Meer.

„Wohin?“

„Nach Dikum?“

„Dikum?“ Zu meinst Torum, die verfluchte Stadt, die sich alle hundert Jahr auf einen Tag aus dem Meer erhebt! Heute sind's gerade sechshundert Jahr!“

„Großer Gott!“ So bist Du auch eine von den Verfluchten?“ — Er schauderte; doch fügte er entschlossen bei: „Ich will ein Opfer bringen für Erlangung Deiner Seelenruhe — um unseres Heilandes willen — und auf irdisches Familienglück verzichten, mein Leben lang.“

„Habe Dank für dieses Wort, Arthur!“

Und sie kniete nieder im feuchten Gras, dankte Gott mit lauter Stimme, daß die ganze Stadt nun in drei Jahren erlöst sei, und daß Alle zur ewigen Ruhe eingingen.

„Lebe wohl?“ rief sie mit einer Stimme, aus welcher die tiefste Wehmuth klang, und plätscherte in die Flut hinein.

„Helene, Helene!“

Sie war und blieb in der Dunkelheit verschwunden. Am andern Morgen brachten Arbeiter einen jungen betrußlosen Menschen in die Bürgermeisterei zu Dikum.

„Wir fanden ihn dicht vor'm Orte, ganz besinnungslos und kalt!“

Des Bürgermeisters Hartwig Tochter, Helene, kam herbei.

„Naja, wenn es Arthur Marweg wäre!“

„Dummes Zeug!“

Inzwischen ward der Kranke zu Bette gebracht. In seiner Brusttasche fand man die Handschrift des „Ludwigsliedes“, unter welchem der Bürgermeister, ein gebildeter Mann, entzifferte:

„Vorgemester Hartewige in civitate Torum to sin Tochter Hellen in't Jahr de Ungnaden Godes anno domini 1475.“

„Eine seltene Handschrift! Aber hier — ein Taschentuch!“ Er schlug es auf:

Arthur Marweg, Dr. et stud. phil., Marburg 1875.

Er ist's, Helene, es ist doch Dein Vetter!“

Obde Wochen folgten. Arthur hatte ein Nervenfieber überwunden und konnte nun als Rekonvaleszent wieder Spaziergänge machen. Seine erste Wanderung führte ihn bis an den Dollart; nichts als Wasser, Wasser, Wasser!

„Helene!“ seufzte er und Lehrte heim. Alles, was aber Torum betraf, die verfluchte Stadt, das ersorgte er mit wahrer Regierde. Nun wußte er alles: Torum war einst reich und angesehen, aber gottlos wie Babel. Da ward der Bann auf sie gelegt, und 1275 am 19. Juli verschlang das Meer die ganze Stadt während der Nacht. Alle hundert Jahre aber an diesem Tage taucht sie empor aus der Tiefe, und ihre Bewohner leben dann ein trauriges Leben, um in der nächsten Nacht wieder in der Flut zu versinken. Erst, wenn ein

guter Mensch eine Tochter der Stadt liebt, obwohl er weiß, daß sie Torum angehört, und aus Liebe zu ihr dem Familienglück entsagt, ist die Stadt drei Jahre darauf erlöst. Sie kann, dann noch dreimal auf, je nach einem Jahre, um Buße zu tun; dann verschwindet sie auf immerdar.

Arthur befiel alles, was er erlebt hatte, für sich und sagte Niemanden etwas davon. — Als er die Verlobung seiner Base Helene mit Vetter Rudolf, einem munteren Artillerie-Lieutenant erfuhr, freute er sich aufrichtig, denn sie war ihm eine treue Pflegerin gewesen und eine liebe Freundin geworden. Die Familie Hartwig und Dikum, das kleine Nest, wie es die Cousine genannt, schienen ihm ausnehmend zu gefallen, denn er war wieder in den nächsten zwei Jahren dort gewesen, aber von Torum der im Dollart versunkenen Stadt genährte er nichts mehr.

Als er bald darauf ein Amt als außerordentlicher Professor der Philologie an einer Universität übernommen hatte, verlebte er auch diesmal seine Ferien in der Hartwig'schen Familie, um zugleich die Hochzeit Helene's mitzufeiern. Am 19. Juli wanderte er durch die Wiesen, angeblich, um eine botanische Excursion vorzunehmen, in Wirklichkeit aber um das Auftauchen Torum's zu erwarten und Helene wiederzusehen. Aber hatte er vor drei Jahren nur geträumt? Diesmal mußte es sich herausstellen.

Es ward Abend, und plötzlich sah er vor sich eine Stadt wie im Feuer leuchten. Die Kerzen brannten, die Glocken läuteten, Orgeln ertönten; man zog in großer Prozession zum hellen Dom; an der Spitze des Zuges aber ging im weißen, bräutlichen Anzuge eine Jungfrau; er kannte sie wohl, es war seine Helene. Mit dem Glodenschlage 12 Uhr verlösch alles, und Grabesstille herrschte. Nur die See rauschte wieder zu seinen Füßen.

Arthur hatte sich mit einer Fackel versehen, die er jetzt schleunigst anzündete. Da trieben die Wogen eine Leiche zu seinen Füßen hin, eine Jungfrau in langen weißen Gewändern. Beim Schein der Fackel erkannte er Helene von Torum.

„Großer Gott im Himmel, Helene und todt! — Ich verstehe — ihre arme Seele ist zur ewigen Ruhe eingegangen, und ihre irdische Hülle soll in geweihter Erde bestattet sein.“

Auf dem Gottesacker zu Dikum ward nach Erledigung der gesetzlichen Formalitäten die Fremde christlich beigesetzt, die niemand kannte. Arthur folgte dem Sarge und schmückte das Grab mit weißen Rosen. Dann reiste er wieder ab und lebte seinem Amte. Im nächsten Jahre ging er nach Italien; dort starb er, wie die Leute sagen, an der Schwindsucht. Wir wissen es besser: aus seinen hinterlassenen Papieren ersah man später die wahre Ursache; er starb an gebrochenen Herzen. Seiner Testamente zufolge war seine Leiche nach Dikum geschickt und neben dem Grabe der „Fremden“ bestattet.

Mahngebühren.

Der Rentant der Stadthauptkasse reichte der jungen Dame am Schalter den quittierten Steuerzettel zurück und zahlte darauf das auf den Tisch niedergelegte Geld nach.

„Es stimmt aber nicht“, sagte er kurz.

„Stimmt nicht?“ hallte es verlegen zurück.

„Nein. Achzig Pfennige an Mahngebühren sind noch zu entrichten.“

„Ella Kind, wenn so dick die junge Dame, die für ihren Vater die fälligen Steuern entrichten sollte, wurde verlegen. Mahngebühren! Daran hatte sie gar nicht gedacht. Sie hatte den Auftrag ihres Vaters vor einigen Tagen auszuführen vergessen und nun war ja der Fälligkeitstermin überschritten. Sie stand und starrte den Beamten noch immer verlegen an, als